

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 28 (1944)
Heft: 9

Buchbesprechung: Auf den Spuren der Wortschöpfung [Markus Adolf Schaffner]
Autor: Debrunner, Albert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dichtkunst, seien sie nun gereimt oder ungereimt, beschwingt oder unbeschwingt, fest- oder alltätiglich, das Zarte, Süße, Farbenfrische, das Unmittelbare, sich ins Gedächtnis Brennende.

Wer sein Werk rasch versinken sehen will, der fremdwörtle daher unbekümmert weiter. Das kann sich der Tagesvielschreiber, die „Blatt-Pflanze“, ruhig leisten; denn die meisten Leser sind ja an die gebräuchlicheren Fremdwörter gewöhnt wie an zweifelhaft geflickte Hosen. Der ernsthafte Denker und Künstler dagegen, der für die Dauer entwirft und gestaltet, muß sich an die heimatischen Ausdrücke halten. Heimatschutz des Wortes bedeutet für ihn das ewige Leben, zum mindesten das Weiterwirken auf lange Zeit hinaus.

So wird er denn nichts „negieren“, keine „Interessen“ haben, dem Augenblick, nicht dem „Moment“ sein Recht zukommen lassen, kein „Tempo“, nur sein bestimmtes Schrittmäß kennen, und, ist er nicht Kaufmann, ohne „Faktoren“, ist er nicht Chemiker, ohne „Elemente“ durchs Leben und endlich zum Ziele kommen.

Aufgemerkt! Fremdwörter sind nur Flickwörter, geeignet fürs Alltagsgewand und -geschreibsel. Fremdwortfreunde sind eilige Menschen, die nur ans Löcherstopfen denken, ohne den Blick für die dämmernde Zukunft, für den Reichtum der eigenen Sprache, fürs Bleibende in der Kunst zu heften.

Jakob Heß.

„Es hat“ Leute, die es nicht merken

Im April-Blatt 1941 der „Mitteilungen“ habe ich einige Beispiele häßlicher Sprachvermengung angeführt, darunter das folgende:

„Die Mutter sagte: ‚Mach, mach, du hast Zeit!‘ Ich sprang, soviel ich mochte, auf den Bahnhof. Ich mochte aber noch ganz gut kommen; es hatte sogar noch Leute, wo nach mir kamen.“

Von den verschiedenen Verstößen gegen das Schriftdeutsche, die sich in diesem Berichte finden, ist mir der peinlichste die Wendung: „Es hatte sogar noch Leute.“ Ich will zwar nicht behaupten, daß dies wirklich der größte Fehler sei; aber während Ausdrücke wie „ich mochte noch gut kommen“ und andere ausgesprochen kindlich sind und wirklich nur von sprachlich schwachen Schülern verbrochen werden können, spukt jenes „es hatte“ oft auch bei Leuten, denen man nach ihrer Stellung eine bessere Sprache zutrauen möchte. Die schülerhaften Fehler sind nicht gefährlich, wohl aber sind es solche, die sich sogar bei namhaften Schreibern finden.

Bei allen Sprachvermengungen ist noch eines zu beachten: Wenn eine gute Mundartwendung absichtlich ins Schriftdeutsche herübergenommen wird, weil dieses hier nichts Ebenbürtiges aufzuweisen hat, so ist nichts dagegen zu sagen. Anders verhält es sich aber, wenn ein blasser Ausdruck, der wahrlich nicht als Schmuck der Mundart gelten kann, aus bloßer Nachlässigkeit im Schriftdeutschen verwendet wird, obschon dieses dafür Besseres hat.

Ausdrücke wie der als Beispiel genannte: „Es hatte Leute, die . . .“ oder wie die folgenden: „Auf diesem Baum hat es viele Kirschen“, „Unter den Äpfeln im Keller hat es schon mehrere faule“ sind durchaus als schlecht zu bezeichnen. Es besteht nicht der geringste Zwang, die schon in der Mundart unschöne Wendung auch noch im Schriftdeutschen zu brauchen; denn man hat hier Besseres zur Auswahl, z. B. „Es kamen sogar verschiedene Leute noch nach mir“, „einige Leute kamen sogar noch später“, „dieser Baum trägt viele Kirschen“, „ist voll von Kirschen“, „unter den Äpfeln im

Keller sind schon mehrere faul“, „befinden sich mehrere faule“ usw.

Schiller schreibt in der Rütli Szene: „Es leben viele, die das nicht geseh'n“ (nicht: es hat viele), und Goethe läßt Faust sagen: „Es muß auch solche Räuze geben“ (nicht haben).

Das bei uns so beliebte „'s het“ oder „es hat“ entspricht offenbar dem französischen „il y a“. Aber das macht die Sache nicht besser.

Aug. Schmid.

Nachwort des Schriftleiters. Der Ausdruck war früher weiter verbreitet und findet sich bei den Schlesiern Logau und Lessing und bei dem Ostpreußen E. Th. A. Hoffmann; heute ist er ausgesprochen süddeutsch, also nicht nur schweizerisch. Ausdrucksvoll ist er in der Tat nicht. „Es hat“ — was hat? „Es!“

Deutscher Wortschatz jenseits des Gotthards

Von P. S., Lugano

Wie der Deutschschweizer, wenn er im obern Tessin Berg und Tal durchwandert, überall die beliebten Schweizer Alpenblumen trifft, so kann er von den Lippen jener Talbewohner auch anheimelnde Ausdrücke aus dem Schweizerdeutschen erlauschen.

In den Tannenwäldern pfeift der foin (Föhn). Auf dem Dorfplaz plätschert der bronn (Brunnen). Daneben steht eine schwarzhaarige jomfra (Jumfer, Jungfrau) mit einem kesli (Kessli). Kilbi (Kilbi = Kirchweihfest) heißt dort das Hauptfest. Da lädt man dich gerne als gast (Gast) zum Mittagessen. Man führt dich in die stüwa (Stube) hinein. Auf dem Tische stehen der krüeg (Krug) und die bekli (Beckli). Dann gibt es kassüppa (Käsuppe) oder bria (Brei), riebli (Rübchen), maniolt (Mangold), kasö (Käse), ring (Ringe) und krafli (Kräpfli). Aus einem trukli (Truckli = Truhe, Schachtel) nimmt man auch snizz (Birnschnitz). Es wird mancher sluk (Schluck) Wein getrunken. Dabei erzählen die Leute gern von Haus und Stall, von ihren Arbeiten, ihren Freuden und Leiden daheim und in der Fremde. Da kann das aufmerksame Ohr manch schweizerdeutschen Laut vernehmen: rusti (Rustig = Werkzeug), segez (Segeze = Sense), meltra (Melchtre = Milchheimer), stroi (Stroh), sibi (Sieb), zigma (Ziger), züffa (Süffi), küss (Gügs), lavina (Lawine), slagen (ein harter Schlag), fai storba (ist gestorben), dinar (Diener), cremar (Krämer), glesar (Glasar), caifar (Küfer), narr (Narr), maiarislo (Maierisli), nagel (Nägeli, Nelke) usw. Beim Abschied rufen dir die guten Leute nochmals von der lobia (Laube) herab ihr herzliches: addio zu¹.

Vom Büchertisch

Markus Adolf Schaffner, Auf den Spuren der Wortschöpfung. Nachweis der Lautbedeutungen im Hochdeutschen. Kommissionsverlag Zbinden & Hügin in Basel, 1943, 108 S.

Jedermann weiß, daß man in unserm heutigen Deutschen beim Vortrag von Sprachkunstwerken, namentlich von Gedichten, oft den Ausdruck des Sinnes durch Hervorhebung dazu geeigneter Laute unterstreichen kann. Wer nach dieser Seite eine Fülle von Anregungen sucht, dem mag das Büchlein von M. A. Schaffner gute Dienste leisten. Das Büchlein will aber viel, viel mehr sein, und zwar nach zwei Richtungen. Erstens meint Schaffner, diese „Lautbedeutun-

¹ Vgl. Emilio Bontà: Tedeschismi Lepontini, Tipografia Lenis e Vescovi, Bellinzona.

gen" seien im „Hochdeutschen“ (gemeint ist: im Neuhochdeutschen) nicht nur dann und wann zu finden, sondern durchgängig, wenigstens bei den Konsonanten: „Strumpf ist eines der wundervollsten Beispiele, und zwar vom ersten bis zum letzten Buchstaben“ (S. 88), nämlich St = stoßen, r = sich runden, sich recken, m = umfassen, pf = verstopft hangen bleiben. So sucht das Büchlein alle Konsonanten und (mit Einschränkungen) die Vokale des Neuhochdeutschen durchzudeuten. Zweitens aber ist Schaffner überzeugt, daß die von ihm in unsre Wörter hineingelegten Lautbedeutungen aus der Ursprache der Menschheit stammen. Er will also Sprachwissenschaft treiben, und so versichert denn auch der Begleitzettel: „Dem Sprachwissenschaftler kann diese Abhandlung grundlegende Tatsachen aus der Sprachentstehung vermitteln.“ Wer die Arbeiten von Hermann Beckh und von Arnold Wadler kennt, auf die sich der Verfasser auch bezieht, der weiß, daß diese Annahme auf Rudolf Steiner, den Begründer der Anthroposophie, zurückgeht. Daß es sich dabei in keiner Weise um Wissenschaft handelt, geht schon daraus hervor, daß Schaffner seine Annahme als „grundlegende Tatsachen“ bezeichnet. Im übrigen ist es, wenn man die vielen starken Lautveränderungen in den geschichtlichen Zeiten berücksichtigt, von vornherein ein hoffnungsloses Unternehmen, den Sprung von heute in die Urzeit der Sprachentwicklung zu machen, und der Versuch von Wadler, aus einer Unmenge von Sprachen aus der ganzen Welt die Urwörter und ihre Lautbedeutung zu ermitteln, beständig mit seinem hemmungslosen Durcheinander von Jahrtausenden und Weltteilen diesen Eindruck nur zu schlagend. Also diese Art der Sprachbetrachtung ist ein vielleicht interessantes Spiel, hat aber mit Wissenschaft nicht das geringste zu tun.

Leider täuscht sich Schaffner auch darin, daß er meint, diese Sprachtheorie sei eine Errungenschaft der Anthroposophie. Schon der altgriechische Philosoph Heraklit hat die Ansicht vertreten, die Wörter seien ursprünglich nach der Bedeutung der Laute gegeben worden, und kein Geringerer als Plato hat dies in seinem Dialog „Kratylus“ in köstlichem Spott als unmöglich erwiesen.

Selbstverständlich ist die Frage, ob oder in welchem Umfang in der Geschichte der Sprachen und bei der vermutlichen Entstehung der Sprache die Lautsymbolik (Lautmalerei) eine Rolle gespielt hat, eine ernste wissenschaftliche Frage; aber darin bringt uns die Betrachtungsweise der Anthroposophie keinen Schritt weiter.

(Ich darf vielleicht auf zwei Arbeiten von mir hinweisen: 1. „Lautsymbolik in alter und neuester Zeit“ im 14. Band der Germanisch-Romanischen Monatsschrift [1926]; 2. die Besprechung eines Buchs von Wadler im 55. Band der Indogermanischen Forschungen [1937].) Albert Debrunner.

Briefkasten

E. B., Z. Sie haben sich in der „N33.“ lustig gemacht über das Wort „unzurechnungsfähig“. Sie zählen es zu den Sprachdummheiten und nennen es geradezu eine „greuliche Konstruktion“. Die unbestreitbar richtige Form sei „zurechnungsunfähig“, wie man ja auch sage: „arbeits-, zahlungs-, urteilsunfähig“ usw. Das ist ganz richtig, und doch sind die Sterblichen, die jenes „greuliche“ Wort brauchen (es seien „fogar Richter, Staatsanwälte und andere Juristen darunter“) nicht so hoffnungslos zurechnungsunfähig, wie ihr strenger Kritiker meint. Es ist auch kein bloßer unglücklicher Zufall, daß sich jene „falsche“ Form so stark eingebürgert hat. Sie ist freilich die einzige, in der die Vorsilbe „un-“ nicht das Grundwort „fähig“, sondern die ganze Zusammensetzung verneint; aber zu „fertig“ bilden wir „unfertig“, und doch sagen wir nicht „bußunfertig“, sondern „unbußfertig“. Zu „mäßig“ gibt es „unmäßig“, und doch heißt die Verneinung von „botmäßig“ nicht „botunmäßig“, sondern „unbotmäßig“. Wer Ehre erbietet (so

sagte man früher), ist ehrerbietig (früher sagte man auch „erbötig“); wer es aber nicht tut, heißt nicht „ehrererbietig“, sondern „unehrerbietig“. Was Maß gibt, heißt „maßgeblich“, das Gegenteil aber nicht „maßungeblich“, sondern „unmaßgeblich“. Wenn wir nach freiem Willen küren, d. h. wählen, handeln wir willkürlich, im andern Fall unwillkürlich und nicht „willunkürlich“. Der Grund wird in den meisten solcher Fälle der sein, daß wir das erste oder das zweite Wort dieser Zusammenfügungen nicht mehr verwenden (erbietig, geblich, kürlich) oder dann in etwas andern Sinne („fertig“ für innerlich bereit, „mäßig“ hier für „gemäß“). Das Wort „Zurechnung“ kennen wir kaum im selben Sinne, den es in unserer Zusammenfügung hat; wir würden wenigstens nicht sagen, ein Mensch sei „seiner Zurechnung nicht mähig“ gewesen. Deshalb empfinden wir das Wort „zurechnungsfähig“ als ein Ganzes und verneinen darum auch das Ganze, indem wir die Verneinungsvorsilbe voraus nehmen und sie nicht in die Mitte stellen. Weshalb man sagt „unheilsschwanger“ und nicht „heilunsschwanger“, leuchtet ohne weiteres ein. Sie erklären am Schluß, Sie warten nun neugierig auf das nächste Schwurgerichtsreferat. Wenn Sie Ihre Hoffnung auf sprachliche Besserung erfüllt sehen, ist Ihnen das zu gönnen. Wenn sich aber Richter, Staatsanwälte und andere Juristen in ihrer „maßungeblichen“ Meinung immer noch auf die Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten berufen, sind sie doch nicht so „zurechnungsunfähig“, wie Sie darzustellen liebten.

A. B., J. Schon Wustmann hat gewettert gegen die Meinung, man müsse die bezüglichen Umstandswörtchen „worin, woraus, womit, wobei, woran“ ersetzen durch „in, aus, mit, bei, an dem“ oder „der“ usw. oder gar „welchem“ usw., und statt „wofür“ müsse man sagen „für das“. „Irgend ein Schulmeister, der sich nicht vom Lateinischen hatte losmachen können, habe uns vielleicht einmal in der Jugend davor hange gemacht.“ Die einfachere Form mit „wo —“ ist schon besser als die zusammengefügte und die mit „dem“ usw. zusammengefügte besser als die mit „welchem“ usw. Was für das bezügliche Fürwort gilt, gilt auch für das fragende, und wenn wir auch in einem zusammenhängenden Satz keinen großen Unterschied empfinden, in einem Titel, groß für sich gedruckt, klingt „Für was ein Tagebuch?“ (N. 3. 3. 1209) ungeschickt und hart. „Wofür?“ oder „Wozu?“ wäre in der Tat schöner gewesen, wie Sie wohl andeuten wollten. Auch sonst scheint die Verfasserin dieses sonst so „schöngeistigen“ Beitrages nicht das feinste Sprachgefühl zu haben. Sie schreibt: „Wer mit solchen Gefühlen ein Tagebuch schreibt, schreibt nicht, wie er lebt, sondern wie er möchte, daß 'man' über sein Leben liest.“ Daß die Bedingungs- oder Möglichkeitsform (der „Konjunktiv“) auch bei uns im Schwimmen begriffen ist, daran hat man sich schon etwas gewöhnt, aber hier sollte es doch heißen: „... daß 'man' ... lese“. Ferner kann man erröten über eine Lüge, aber man geniert sich nicht über eine Verlogenheit, sondern wegen einer solchen. Und wenn die Verfasserin sagt, im Tagebuch möchte man „bestmöglich sich selbst sein“, so wird das „sich“ hier nicht als Wem-, sondern als falscher Verfall zu nehmen sein, etwa wie in dem mundartlichen „Es isch en“ oder „'s isch nume mi“. In gutem Schriftdeutsch verlangt „sein“ immer den Verfall; kein deutsches Zeitwort hat mehr Verfälle um sich. Im Tagebuch will man also „bestmöglich man selbst sein“.

Geschäftliche Mitteilungen

Voranzeige. Unsere Jahresversammlung findet Sonntag, den 29. Weinmonat im Kunsthaus „zur Waag“ in Zürich statt. Herr Prof. Dr. Bohnenbust aus Genf wird sprechen über „Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer“. Die ausführliche Tagesordnung folgt in der nächsten Nummer.

Bücherei. Unser Bücherwart möchte seine Pfleglinge möglichst gut unterbringen und wünscht daher einen geeigneten Kasten. Vielleicht hat eines unserer Mitglieder ein Möbel übrig, in dem sich etwa 4 laufende Meter Bücher mittlerer Größe unterbringen lassen, und wäre bereit, es uns billig oder sogar unentgeltlich abzutreten und zu senden an Herrn H. Eppenberger, Mutschellenstraße 56, Zürich-Wollishofen. Besten Dank im voraus!

„Sprachliche Modethorheiten“. Von August Steiger. Die erste Auflage geht zu Ende, und für den Verleger erhebt sich die Frage, ob er eine zweite erstellen solle. Er wäre bereit, das Büchlein gegen Vorabbestellung wieder zu etwas ermäßigtem Preis abzugeben, nämlich zu 2 Fr., statt zu Fr. 2.50. Es ist denkbar, daß Leser unseres Blattes, die die erste Gelegenheit nicht benutzt haben, diese zweite benutzen würden; wir bitten daher um Anmeldung bis spätestens 30. September an die Geschäftsstelle in Rüschdorf. Von der Zahl der Vorbestellungen wird es abhängen, ob eine 2. Auflage zustandekomme. Wem daran gelegen ist, wird es für sich oder zu Geschenkzwecken bestellen; es ist überall günstig besprochen worden.